WARTEN

von Anil K. Jain (ca. 1992)

Meine Füße schreiten schnell hinweg über die grauen Pflastersteine. Zielstrebig bewege ich mich vorwärts im Gewühl der Menschen und nur selten lassen sich meine Augen durch einen flüchtigen Seitenblick vom Weg ablenken. Fast endlos erscheint mir die lange Straße. Wieviele Schaufenster ich schon hinter mir gelassen habe, ich weiß es nicht. Gerade kommt mir der Gedanke, was wäre, wenn es wirklich so ist, die Straße nie aufhört, sich ewig entlangzieht. Doch dann sehe ich bereits den Platz mit dem großen Brunnen vor mir. Und da sind auch die zwei steinernen Löwen, auf deren Rücken ich als Kind immer geritten bin. Ich weiß noch, wie gerne ich immer hierher kam, denn es war ein so herrliches Gefühl, ein Gefühl von Macht und Größe, wenn man, auf ihnen thronend, zu den Leuten hinabblickte, die auf einmal alle viel kleiner und weniger Angst einflößend erschienen.

Dort will ich hin, zu jenem Brunnen. Ich gehe schneller, beeile mich. Bald habe ich ihn erreicht. Ein Blick auf die Turmuhr sagt mir, daß ich rechtzeitig gekommen bin. Erleichtert sehe ich mich um. Wie vertraut mir doch alles hier ist! Die Schaufenster der Läden, die Cafés, die Kirche mit ihrem riesigen Portal, das einen so winzig werden läßt, wenn man, durch es hindurch, das Innere betritt. Und jede Sekunde erwarte ich, daß ein mir ebenso vertrautes Gesicht aus der Menge hervortaucht und mir entgegenlächelt.

Wir werden uns umarmen, schnell die wichtigsten Neuigkeiten austauschen und dann, je nachdem, ob sie Hunger hat oder nicht, entweder eines der nahegelegenen Cafés aufsuchen oder Essen gehen. Ich habe ein paar Straßen weiter ein sehr nettes, kleines Lokal entdeckt, das ich ihr bei Gelegenheit gerne zeigen möchte.

Ich denke, ich mag diesen Platz. Im Sommer ist er angefüllt mit Menschen. Straßenmusik klingt einem von allen Seiten entgegen und man kann Stunden in der warmen Sonne auf den Stufen des Brunnens zubringen, ohne daß einem langweilig würde, da es immer genügend zu beobachten gibt. Das Ganze hat eine eher südländische Atmosphäre und man vergißt die tristen und melancholischen Tage des übrigen Jahres. Aber auch jetzt noch, der Winter steht bereits vor der Türe und die Kälte und die früh einsetzende Dämmerung fegen die Menschen von der Straße, ist hier noch alles mit Leben angefüllt. Doch anders als im Sommer sind die Leute in Eile und denken nur an ihre Geschäfte und Besorgungen. Doch ich mag auch dieses eher Unruhige und Hektische.

Ich setze mich, um zu warten, auf eine Bank. Es ist kalt und ungemütlich. Angestrengt schaue ich in die Richtung, aus der ich sie erwarte. Gleich wird sie kommen, denke ich, doch ich werde enttäuscht. Eine Weile starre ich noch zu der Seitenstraße hin, dann wende ich meinen Blick ab. Es ist erst zehn Minuten über der verabredeten Zeit und ich weiß, wie unpünktlich sie manchmal sein kann. Aber sie hat versprochen zu kommen: Ganz sicher, hat sie gesagt.

Um mich abzulenken beobachte ich die Menge. Mir fällt eine alte Frau auf, die sich hilflos, Schritt für Schritt, einer schwerer als der andere, vorwärts quält. Welch waghalsiges Unternehmen! Wackelig tastet sie sich voran und kommt doch kaum vorwärts. Wie eine unendliche, nicht zu überwindende Distanz muß dieser Frau der Platz erscheinen. Eine halbe Ewigkeit braucht

sie ihn zu überqueren und eine halbe Ewigkeit, so kommt es mir vor, warte ich schon. Ich friere, obwohl ich warm gekleidet bin. Ich trage Winterschuhe und ein dicker Pullover schützt mich unter meiner Jacke. Auch bin ich hingrig und überlege, ob ich mir nicht irgendwo eine Kleinigkeit zu Essen kaufen soll. Aber was mache ich, wenn sie inzwischen kommt? Besser, ich laufe ein wenig umher, um mich aufzuwärmen und abzulenken.
Ich schlendere an einem Café vorbei und sehe durch die Scheibe in das erleuchtete Innere. Warum haben wir uns nur nicht hier verabredet? Ich weiß doch, wie unpünktlich sie ist. Hier könnte ich wenigstens im Warmen sitzen und auch meinen Hunger stillen. Es sieht so gemütlich aus. Die Leute lesen, unterhalten sich, trinken Tee oder Kaffee und essen Kuchen. Schwarz gekleidete Kellnerinnen mit weißen Spitzenschürzchen - wie herrlich altmodisch! - tragen die Tabletts hin und her. Ich frage mich, ob ich nicht doch vielleicht eintreten sollte. Die Welt drinnen erscheint so warm und gastlich im Gegensatz zur kalten, unwirtlichen Welt draußen, in der ich stehe. Nur durch eine Scheibe, eine Glastüre voneinander getrennt, aber für mich unerreichbar: ich muß noch auf sie warten, sie würde es mir nicht verzeihen.
Ich gehe weiter und betrachte aus Langeweile die Auslagen der Geschäfte, die eine Stunde vor Ladenschluß voll von Menschen sind, die nach der Arbeit noch schnell ein paar Besorgungen machen. Es gibt hier einen Bücherladen, ein Antiqitätengeschäft, eine Bank, ein Reisebüro, ein Kaufhaus und einen Juwelier, bei dem ich erst vor kurzem ihr Geburtstagsgeschenk besorgt habe: ein kleiner, goldener Anhänger. Nichts teures, aber nett anzusehen.
Zuerst gehe ich zu dem Bücherladen. Ich wollte mir sowieso wieder einmal ein gutes, neues Buch kaufen, wenn ich auch in letzter Zeit, wegen des Studiums, nur selten zum Lesen komme, außer der Fachliteratur natürlich. Im Schaufenster sind die Neuerscheinungen ausgestellt, aber es ist nichts darunter, was mein Interesse erwecken könnte. Ich beschließe kurz hineinzugehen, um mich genauer umzusehen und mir die Zeit zu vertreiben. Langsam werde ich doch ärgerlich über ihre Unpünktlichkeit und ich frage mich, was sie wohl aufgehalten haben könnte. Hundert Dinge fallen mir ein: Vielleicht hat sie noch etwas einkaufen müssen. Oder sie hat ganz einfach die Uhrzeit falsch verstanden. Es kann aber auch sein, daß sie im Berufsverkehr steckengeblieben ist...
Im Geschäft ist es sehr warm. Bereits nach kurzer Zeit beginne ich zu schwitzen. Der typische Geruch nach Büchern liegt in der Luft, nach Papier und Leim. Zuerst blättere ich in einem Photoband, der außer bunten Bildern aber wenig zu bieten hat, dann wende ich mich einem Roman zu, lese die ersten paar Seiten, werde aber nicht gepackt und stelle ihn deshalb zurück ins Regal. Am besten, ich gehe wieder nach draußen, um zu sehen, ob sie inzwischen gekommen ist, beschließe ich.
Zurück in der Kälte, die mir nun umso größer erscheint, wird allerdings meine Hoffnung enttäuscht. Wenn sie wüßte, wie sehnsüchtig ich sie erwarte! Ich hasse es zu warten. Nichts ist mir mehr verhaßt, ich bin ein ungeduldiger Mensch. Und doch scheint es mein Schicksal zu sein. Beinahe kommt es mir so vor, als hätte ich mein halbes Leben damit verbracht. Ich selbst bin nie unpünktlich, komme eher zu früh als zu spät, in der panischen Angst etwas verpassen zu können. Doch ich habe eine Schwäche für Menschen, die es mit der Pünktlichkeit nicht so genau nehmen. Denn in Wahrheit ist ja Pünktlichkeit nichts anderes als Pedanterie und

ich verabscheue nichts mehr als Pedanten. Im Moment wäre es mir allerdings lieber, sie würde ein wenig mehr auf Pünktlichkeit achten, denn dann wäre sie hier und mein Warten wäre endlich beendet.
Es wird immer dunkler. Die Laternen, die den Platz beleuchten, geben nur wenig Licht und in ihren Dunkelfeldern verschwimmen die Konturen der immernoch eilig vorüberlaufenden Passanten. Um mich abzulenken, trete ich ans Schaufenster des Antiquitätengeshäfts. Viel alter Plunder ist da zu sehen, kaum wirklich schöne Stücke. Als einziges gefällt mir eine Jungendstilvase. Ihre Form ist überaus einfach, aber elegant und auf dem makellos weißen Untergrund schlängelt sich ein, für diese Zeit so typisches, fluviales Dekor, das jedoch nur dezent die geschwungene Gestalt unterstreicht. Aber natürlich ist die Vase viel zu teuer, als daß sie für mich als Kaufobjekt interessant wäre.
Inzwischen habe ich genug vom Schaufensterbetrachten. Ich setze mich wieder auf die Bank und schaue nach oben. Der Himmel ist fast schwarz, so dunkel ist es geworden. Beinahe eine Stunde warte ich bereits. Ich beginne mir Sorgen zu machen. Vielleicht ist ihr etwas zugestoßen? Doch ich wage nicht daran zu denken und versuche mich abzulenken. Also blicke ich wieder nach oben. Es ist klar und ich kann die Sterne sehen. Entfernt erinnere ich mich daran, einmal etwas von Sternzeichen gewußt zu haben und angestrengt versuche ich eines davon zu erkennen, jedoch vergeblich.
Die Leute werden immer weniger. Die Geschäfte schließen und alle haben es eilig nach Hause zu kommen. Es ist kaum zu glauben, wie schnell sich dieser sonst so überfüllte Platz in eine fast menschenleere Einöde verwandelt. Unruhig gehe ich jetzt hin und her. Wo bleibt sie nur? Ich kann es nicht mehr ertragen zu warten. Schon lange hätte ich gehen sollen. Was bildet sie sich eigentlich ein? Ich bin wütend. Ich hasse sie. Wenn ich nur wüßte, wo sie steckt.
Immer wenn ich Schritte herannahen höre, werde ich aufmerksam, denke »Nun kommt sie endlich« und sehe auch bereits ihr Gesicht vor mir, doch werde ich dann enttäuscht, wenn ich im Licht einer Laterne einen Fremden erkenne. Wieder und wieder geschieht dies so und ich frage mich, warum ausgerechnet ich nichts besseres zu tun habe, als hier zu warten. All die Menschen, die hier vorbeigehen, haben ein Ziel vor sich. Dieser Platz ist nur eine Zwischenstation, ein Weg, der zurückgelegt werden muß, in ihrem Leben. Als ich angekommen bin war es auch bei mir nicht anders. Doch inzwischen scheint es so, als sei mir dieses Ziel abhanden gekommen. Ich komme mir vor, wie ein Regenschirm, den jemand aus Unbedachtheit irgendwo stehengelassen und vergessen hat und nun darauf wartet, daß sich sein Besitzer seiner erinnert.
Es ist so, als sei ich plötzlich von meinem Leben abgeschnitten. Eben war ich noch auf dem Weg zu einer Verabredung, doch nun bin ich verloren in der Düsternis dieses Platzes. Mein Alltag scheint mir entrückt, so unerreichbar fern, als ob er ein Traum wäre und ich soeben aufgewacht und in die Wirklichkeit des Wartens und der Kälte zurückgeholt worden wäre.
Der Platz, eingekreist von den massigen Fassaden der Häuser, die sich dunkel abgehoben gegen den grauen Nachthimmel strecken, er ist im Moment ein Stück ungeliebte Heimat für mich. Ich bin wie ein Teil von ihm, ein festes Moment, ein Anhaltspunkt für die Kommenden und Gehenden. Zwar wäre es ein Einfaches in eines der Cafés oder Restaurants zu gehen und sich

wieder vom normalen Leben verschlucken zu lassen, doch ist mir dies unmöglich, da ich doch warten muß.
Auf einmal kommt mir ein Gedanke und ich frage mich, weshalb ich nicht schon früher darauf gekommen bin: Warum rufe ich nicht einfach bei ihr an? Wozu gibt es schließlich Telephone! Ich suche in meiner Tasche nach Kleingeld, werde auch fündig und gehe zu einer Telephonzelle. Ich hebe den Hörer ab, werfe das Geld ein und wähle die Nummer. Wie einfach das doch ist, ich kann es kaum fassen.
Es erscheint mir unendlich lange, bis ich endlich das erste Tuten höre. Ich stelle mir vor, was sie wohl gerade macht: sicher hört sie Musik in ihrem Zimmer, hat unsere Verabredung vergessen. Es dauert eine Weile, bis sie das Telephon hört, da die Musik sehr laut eingestellt ist. Schließlich hebt sie... Doch nichts dergleichen geschieht: Stille! Bis auf das nächste Tuten, das zehnte bereits, es zerbricht meine Hoffnungen, endlich von meinem Warten erlöst zu werden. Ich lasse es noch ein paar Mal klingeln, dann lege ich enttäuscht den Hörer zurück auf die Gabel. Nur, wenn ich mich verwählt habe! Ich versuche es nochmals. Aufgeregt achte ich diesmal genau darauf, daß es die richtige Nummer ist. Aber wieder nur das penetrante, ewig wiederkehrende Geräusch des Freizeichens, keine sanfte Stimme einer Ansagerin, deren monotones »Kein Anschluß unter dieser Nummer« mir einen neuerlichen Versuch ermöglichen würde, weil ich mich vor Nervosität vielleicht trotzdem verwählt habe.
Das Tuten zerrt an meinen Nerven. Ich habe Angst, komme mir so abgeschnitten von der übrigen Welt vor. Doch nicht nur das. Auf einmal erscheint mir dieser sonst so vertraute Platz fremdartig und bedrohlich. Da ist die Kirche. Hoch erheben sich ihre Türme und teuflisch grinsen mir die Fratzen der Heiligen von der Fassade entgegen. Ist das überhaupt der Platz, den ich kenne? Ich möchte schreien: Wo bist du? Ich warte auf dich! Doch die steinernen Löwen brüllen mich nieder. Ein Kind sitzt auf ihrem Rücken und weint nach seiner Mutter. Sie ist fort, hat das Kind vergessen. Auch ich wurde vergessen. Diese ohnmächtige Gefühl des Warten müssens. Langsam kommen mir auch Zweifel: War es wirklich heute, zu dieser Uhrzeit, war es wirklich hier, wo... Doch das ist natürlich alles Unsinn. Es war hier, wo wir uns verabredet haben und ein Blick zur Uhr sagt mir, daß sie schon vor eineinhalb Stunden hätte kommen sollen.
Was mache ich also noch hier? Vielleicht ein Mißverständnis und sie wird gar nicht mehr kommen. Dann höre ich jedoch wieder Schritte. Ich bin mir sicher: sie ist es, muß es sein. Also laufe ich in die Richtung, aus der ich die Schritte gehört habe, kann aber niemanden entdecken. Ich renne über den Platz, suche die Seitenstraßen ab: keine Spur von ihr. Ich ahne Verbrechen. Lustmörder lauern hinter jeder Ecke, doch beim Näherkommen war es nur der Schatten eines Laternenpfahls. Aber meine Angst ist noch nicht gebändigt. Der Straßenverkehr heutzutage fordert schließlich seine Opfer. Ich sehe sie in einer Blutlache liegen, der Sternenhimmel thront über ihr, so als sei nichts geschehen. Der selbe Himmel, unter dem wir uns küßten, noch gestern. Aber was ist das? Plötzlich taucht ein Gesicht aus der Dunkelheit hervor. Wir lächeln uns zu. Ich frage sie, warum sie sich derart verspätet hat. Sie anwortet, aber im Grunde ist es mir gleichgültig. Ich lege meinen Arm um ihre Schulter und wir gehen davon. Eigentlich ist nichts passiert.

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text steht für die private Lektüre zum Download unter: http://www.power-xs.net/jain. Er darf ohne Zustimmung des Verfassers weder verändert, kopiert, weiterverteilt oder anderweitig anders als für private Lektürezwecke benutzt werden. Viel Spaß!